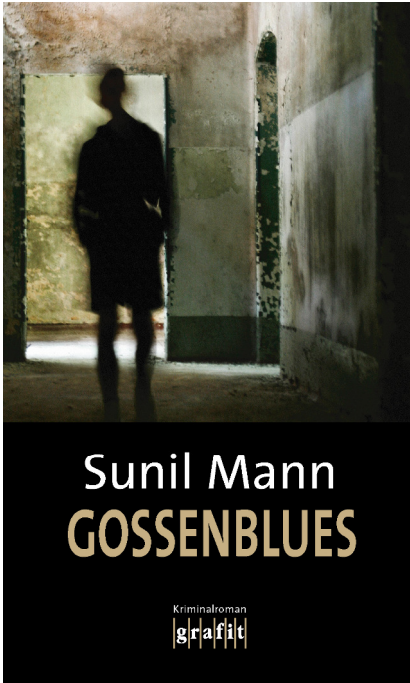


Leseprobe aus:

Sunil Mann
Gossenblues

Kriminalroman, Originalausgabe
Print-ISBN 978-3-89425-492-6
eBook-ISBN 978-3-89425-727-9



Mittwoch

»Verd...!« Wie angewurzelt blieb ich stehen. Erst jetzt, da die aufgewühlten Gedanken verstummten und das Knirschen meiner Schritte auf dem verschneiten Kiesweg ausgesetzt hatte, wurde ich mir der Stille bewusst, die mich umgab. Die Geräusche der Stadt drangen nur gedämpft hierher, ein entferntes Rauschen, als läge jenseits der Friedhofsmauern das Meer. Einzig mein Atem klang unangenehm laut und angestrengt.

Mit einem ärgerlichen Ächzen drehte ich mich um, sodass ich wieder das klassizistische Eingangsportal aus Sandstein im Blickfeld hatte. Ich hatte tatsächlich die Blumen vergessen! Dabei war ich am Vortag extra früh aufgestanden, um einen schönen Strauß auf dem Markt am Helvetiaplatz zu kaufen. Ein Bouquet Christrosen mit Wacholder und Efeu, das, gut sichtbar, in einem Whiskyglas auf meinem Bürotisch stand. Trotzdem hatte ich es in meiner Zerstreutheit beim Verlassen der Wohnung übersehen. Kurz erwog ich zurückzugehen, und ein Teil von mir haschte erleichtert nach diesem Aufschub, doch ich verwarf die Idee sogleich wieder. Zu weit, zu mühsam, zu zwecklos. Wer hier lag, für den spielte Zeit ohnehin keine Rolle mehr. Ich würde morgen nochmals herkommen. Mit den Blumen.

Langsam ging ich weiter. Ein kühler Januarnachmittag, und wie eigentlich immer in dieser Jahreszeit hing seit Tagen eine undurchdringliche Hochnebeldecke über Zürich. Gegen Abend sollte es aber laut Wetterbericht etwas aufklaren, entsprechend bitterkalt würde es in der Nacht werden.

Wie meist wählte ich einen Umweg, ein winziger Aufschub vor dem Unvermeidlichen. Ich kam an weiten, schneebedeckten Rasenflächen vorbei, an wuchtigen, von der Witterung gezeichneten Statuen, an pompösen Grabstätten mit

goldenen Inschriften, die die einstige Wichtigkeit der Darunterliegenden demonstrieren sollten. Einmal mehr stellte ich fest, dass sich die kulturelle Vielfalt dieser Stadt auch auf dem Friedhof spiegelte. Da hier jede Konfession zugelassen war, stieß man immer wieder auf Gräber, die bunt, chaotisch oder sogar überbordend fröhlich geschmückt waren und mit ihrem Krimskrams und Nippes einen reizvollen Kontrast zur vorherrschenden protestantischen Strenge bildeten.

Im Sommer verwandelte sich der Friedhof Sihlfeld in eine lauschige, üppig begrünte Parkanlage, die stellenweise an ein Labyrinth erinnerte. Gespenstisch karg und verlassen wirkte sie hingegen im Winter. Keine Menschenseele war zu entdecken, die Zypressen schienen zu bedrohlichen Wällen zusammengedrückt zu sein, während die kahlen Äste der Laubbäume skelettartig in die diesige Luft ragten. Die Stille umschloss mich wie ein Kokon, ein Gefühl, als befände ich mich unter Wasser. Ich atmete tief aus, um den beklemmenden Druck auf meiner Brust loszuwerden, doch es half nicht.

Mittlerweile hatte ich auf Nebenwegen mein Ziel beinahe erreicht. Eine mit Kastanienbäumen bepflanzte Allee führte zum Krematorium, das an einen griechischen Tempel erinnerte, zwei Sphinxen bewachten den Zugang zum Vorhof. Das Atrium selbst wurde von einem großen Bassin dominiert, links davon, hinter dem Kreuzgang, lagen die Urnengräber.

Als ich um die Ecke bog, stand an meinem Ziel eine mir unbekannt Frau. Sofort hielt ich inne und glitt nach kurzem Abwägen geräuschlos hinter einen Baumstamm. Vielleicht war es die andächtige Haltung der Fremden, die mir verbot, sie zu stören. Womöglich auch meine berechtigte Befürchtung, sie könnte mich ansprechen, etwas von mir wissen wollen, wenn ich mich jetzt zu ihr gesellte. Denn Small Talk war das Letzte, wonach mir der Sinn stand.

Die Frau hielt den Kopf gesenkt, sodass ich ihr Gesicht nicht erkennen konnte, die Hände waren gefaltet. Der beigefarbene Mantel war zu weit, lose fiel der Stoff über die Schul-

tern und betonte ihre hagere Statur, die fahlblonden, etwas strähnigen Haare hatte sie zu einem Zopf zusammengebunden. Die Hosenbeine waren in die abgewetzten Schäfte der Lederstiefel gestopft. Ihre Kleidung war so schäbig, als trüge sie sie schon seit Jahren.

Unvermittelt beugte sich die Frau vor und legte eine einzelne weiße Lilie auf das Grab. Die Totenblume. Dann richtete die Unbekannte sich wieder auf, trat einen Schritt zurück und bekreuzigte sich. Einen Moment lang verharrte sie reglos in dieser Position und ich lehnte mich etwas vor, damit ich ihr Profil studieren konnte. Ich schätzte sie auf Mitte dreißig, doch ihr verhärmttes Aussehen ließ sie älter erscheinen. Sie war ungeschminkt, ihre Gesichtszüge eingefallen, die Haut grobporig, unrein – und sie hatte Tränen in den Augen. Jetzt war ich mir sicher, die Frau noch nie gesehen zu haben. Rasch zog ich mich hinter den Baumstamm zurück.

Beinahe gleichzeitig drehte sich die Besucherin weg, strich sich eine Haarsträhne hinters Ohr und schritt hastig durch die Grabreihen davon. Sie schien mich nicht bemerkt zu haben.

Nachdem sie außer Sicht war, verließ ich mein Versteck und trat an dasselbe Grab, an dem die Fremde eben gestanden hatte.

Noch immer traf mich der Anblick des schlichten Grabsteins mit dem vertrauten Namen wie ein Faustschlag. Zwar hatte der Schmerz seine schneidende Schärfe verloren, die Trauer jedoch hatte sich als bleierner, stetig schwelender Knoten unterhalb meines Brustbeins eingenistet.

Die Vorstellung, dass da vor Kurzem noch jemand geredet, gelacht und geliebt hatte, bevor sein ganzes Dasein von einer Sekunde auf die nächste ausgelöscht worden war, so dass nichts übrig blieb außer diesem Fleck eiskalter Erde, in dem eine Urne mit etwas Asche lag, war für mich nach wie vor unfassbar.

Erstaunlicherweise hatte sich meine Mutter damit weit weni-

ger schwergetan als ich. Nach einer kurzen, aber heftigen Trauerphase schien sie sich mit den Umständen arrangiert zu haben. Das Ende des irdischen Lebens war für sie Teil des unabänderlichen Zyklus von Tod und Wiedergeburt und es war laut ihr nur eine Frage der Zeit, bis alle einander nahestehenden Menschen wiedervereint wurden. Ingeheim beneidete ich sie um diesen fest verankerten Glauben. Ich selbst konnte mir ein jenseitiges Leben als Zwischenstopp vor der Rückkehr in diese Welt schlicht nicht vorstellen, so tröstlich der Gedanke auch sein mochte. Angesichts der stetig wachsenden Weltbevölkerung ging das schon rein rechnerisch nicht auf, zudem musste dieser himmlische Pausenraum zwischenzeitlich vollgestopfter und stickiger sein als der Bus der Linie 32 im Feierabendverkehr. Aber ich war wohl zu sehr Realist.

Drei Wochen war es nun her. Zwar war es absehbar gewesen, dass mein Vater sterben würde. Die Demenz hatte ihn in der letzten Phase seines Lebens auf einen Schatten seiner selbst reduziert, hatte ihn zu einem brabbelnden, unselbstständigen, vor sich hin vegetierenden Wesen gemacht, an dem nichts mehr an den Mann erinnerte, den ich kannte. Das Ende konnte auch eine Erlösung sein. Dennoch hatte mich die Nachricht seines Todes kalt erwischt. Weil da immer ein Funke Hoffnung blieb, irrational, kindlich und gegen jedes bessere Wissen.

Still betrachtete ich sein Grab. Meine Mutter hatte rosa blühende Heidestauden gepflanzt und ein paar dieser Grablichter in roten Plastikbehältern aufgestellt. Wie jedes Mal, wenn ich hier stand, hatte ich das Gefühl, etwas Bedeutungsvolles sagen zu müssen oder wenigstens zu denken. Doch ich brachte kein Wort über die Lippen, mein Kopf war wie leer gefegt. Unbeholfen wischte ich schließlich etwas Schnee vom Grabstein, warf noch einmal einen Blick auf die weiße Lilie, die zwischen den Heidebüschen lag, und ging.

Der Bus der Linie 72 stand mit geöffneten Türen an der Tramhaltestelle, als ich durch das Friedhofsportal trat. Weil es bereits später Nachmittag war und der Feierabendverkehr um diese Zeit die Straßen der Stadt verstopfte, hatte ich für die Anreise die öffentlichen Transportmittel benutzt und meinen hellblauen Käfer zu Hause stehen lassen.

Ich spurtete über die Aemtlerstrasse und bedankte mich beim Fahrer mit einem Nicken dafür, dass er gewartet hatte.

Beim Einsteigen entdeckte ich sie. Die Frau saß auf einem erhöhten Sitz über dem Rad. Das Kinn in die Hand gestützt, schaute sie aus dem Fenster, doch ihr Blick zielte ins Leere. In ihrem Gesichtsausdruck mischten sich Verzweiflung und Trauer. Jäh verspürte ich Mitleid mit ihr, obschon ich sie gar nicht kannte. Mein Vater musste ihr viel bedeutet haben.

Einen Moment lang erwog ich, sie anzusprechen, doch sie war so in Gedanken versunken, dass ich es nicht für angebracht hielt. Stattdessen wählte ich einen Platz zwei Sitzreihen hinter ihr und fragte mich, wer sie wohl sein mochte, was sie mit meinem Vater verband und wo sich ihre Lebenswege gekreuzt hatten.

Die wenigen Leute, mit denen er vor dem Ausbruch seiner Krankheit näheren Umgang gepflegt hatte, waren mir alle bekannt, sie hatten ihn auch ab und zu im Pflegeheim besucht. Dazu gehörten ehemalige Arbeitskollegen oder treue Kunden aus dem indischen Lebensmittelladen, den er lange Zeit zusammen mit meiner Mutter an der Langstrasse geführt hatte. Und natürlich Landsleute, die es ebenfalls in die Schweiz verschlagen hatte, obschon er sich in der Gemeinschaft der Exilinder nie besonders engagiert hatte. Was vermutlich daran lag, dass mein Vater bereits vor über vierzig Jahren in die Schweiz übergesiedelt war, lange bevor die IT-Branche im großen Stil indische Fachkräfte ins Land lockte und immer mehr Köche für die neu eröffnenden indischen Restaurants gebraucht wurden. Er gehörte schlicht einer anderen Generation von Einwanderern an.

Trotzdem waren überraschend viele Gäste bei der Trauerfeier aufgetaucht und die meisten von ihnen hatten im Anschluss auch am Leichenschmaus – welch grässlicher Begriff! – in *Kumar's Palace* teilgenommen. Weder im Pflegeheim noch auf dem Friedhof oder beim nachfolgenden Essen hatte ich jedoch diese Frau gesehen, da war ich mir ganz sicher. Sie wäre mir garantiert aufgefallen, weil sie überhaupt nicht in den Bekanntenkreis meines Vaters passte.

Der Bus bremste an der Haltestelle Bertastrasse ab und fuhr dann am Zwinglihaus vorbei Richtung Schmiede Wiedikon. Die Frau starrte immer noch durch die Scheibe. Tränen liefen ihr über die Wangen, ohne dass sie sie abwischte.

Der Bus hielt erneut an, mit einem Zischen öffneten sich die Türen und etliche Fahrgäste stiegen aus. Eigentlich hatte auch ich das Ziel meiner Fahrt erreicht, doch meine Neugier ließ mich sitzen bleiben.

Kurze Zeit später erreichten wir den Manesseplatz und durchquerten danach einen etwas heruntergekommenen Teil Zürichs. Hier reihten sich entlang der Straße monotone Wohnblocks lückenlos aneinander. Die Farben der Fassaden waren in den ungezählten Jahren im Abgasdunst stumpf geworden, die Rollläden vor vielen Fenstern heruntergekurbelt und von rußigen Schlieren überzogen.

Während ich das Halbprofil der Frau unauffällig studierte, überlegte ich, weshalb sie nicht auf der Beerdigung erschienen war, wenn sie so um meinen Vater trauerte. Möglicherweise war sie verhindert gewesen. Ihr Erscheinungsbild entsprach allerdings niemandem, der viel beschäftigt oder oft auf Reisen war, doch das konnte natürlich täuschen. So, wie sie vorhin am Grab gestanden hatte, verband sie etwas Wichtiges mit meinem Vater. Die Geste, mit der sie die Lilie hingelegt hatte, war behutsam, beinahe zärtlich gewesen.

Mit einem Mal durchzuckte mich ein verstörender Gedanke. Vielleicht war sie nicht bei der Beisetzung gewesen, weil meine Mutter nichts von ihr wusste. Oder nur zu gut

wusste, wer die Frau war, und sie deshalb nicht eingeladen hatte.

Der Bus beschleunigte und ich blickte durch das winterlich kahle Geäst der Uferbepflanzung auf die Sihl, die in der Tiefe dahinplätscherte. Ich hatte mir nur selten Gedanken über die Beziehung meiner Eltern gemacht, selbstverständlich hatte ich aber ihre Krisen, wie sie wohl in jeder langjährigen Ehe vorkommen, bemerkt. Trotzdem hatte ich sie stets als eine unzerstörbare Einheit empfunden, zwei Menschen, die sich bis zum Ende herzlich zugetan waren, wenn auch ihr Umgang oftmals etwas ruppig gewesen war. Die Vorstellung, dass mein Vater eine Geliebte gehabt haben könnte, fand ich ziemlich abwegig.

Aber was wusste ich schon über meine Eltern? Wir alle erfinden unser Leben, beschönigen vieles und lassen Unerwünschtes weg, damit wir vor unserem Umfeld so dastehen, wie wir gerne wären, wie wir gerne geliebt würden, selbst wenn dieser Entwurf oft weit von der Realität abweicht. Väter sind da keine Ausnahme. Natürlich sieht man mit der Zeit hinter die Fassade und entdeckt gerade als Kind so manches, das die Eltern gern vor einem geheim gehalten hätten. Aber ehrlicherweise musste ich mir eingestehen, dass ich viel zu wenig über meinen Vater wusste, um ernsthaft beurteilen zu können, ob er den Nerv für eine außereheliche Affäre gehabt hätte. Ich konnte mich nur an das Bild von ihm halten, das er für mich gemalt hatte.

Zu meiner Rechten tauchte jetzt das Einkaufszentrum Sihlcity auf, der Bus bog jedoch links ab und passierte den Waffenplatzpark. Die Strecke führte anschließend quer durch die Enge, ein gutbürgerliches Quartier mit beeindruckenden Jugendstilhäusern und gepflegten Gärten. An der Endhaltestelle stieg die Frau aus. Morgental.

Wir befanden uns nah am südlichen Stadtrand und ein verstaubter dörflicher Charakter zeichnete die Gegend aus.

Wäre die Frau jetzt geradewegs den Hügel hinuntergelaufen, hätten wir in wenigen Minuten das Ufer des Zürichsees erreicht. Doch stattdessen schritt sie die leicht ansteigende Straße hoch, an einem Friseur und der benachbarten Drogerie vorbei. Wie schon auf dem Friedhof bewegte sie sich seltsam gehetzt, ging mit kleinen, schnellen Schritten. Sie erinnerte mich an ein scheues Tier, das sich ohne Deckung ausgeliefert fühlt.

Ich folgte ihr in einigem Abstand, denn ich wollte unbedingt in Erfahrung bringen, wer sie war, wo sie wohnte. Und was sie mit meinem Vater zu tun gehabt hatte. Die Türklingel oder der Briefkasten würden mir ihren Namen verraten, danach würde ich aller Wahrscheinlichkeit nach im Internet mehr über sie herausfinden.

Plötzlich flog ihr Kopf zur Seite, eine halbe Drehung bloß, aber ich konnte auch so erkennen, wie sich ihre Nasenflügel kurz blähten. Sie hatte die Gefahr gewittert, meine Beschattung war aufgefliegen.

Die Frau ging jetzt schneller und bog nach dem Reformhaus scharf um die Ecke. Sofort verlangsamte ich meine Schritte, um ihr etwas Vorsprung zu gewähren, auch in der Hoffnung, dass sich dadurch ihr Argwohn legte. Als ich jedoch den Durchgang zwischen den beiden Häusern betrat, erwartete sie mich schon. Wir befanden uns in einer Art Sackgasse, von zwei Garagen begrenzt, entlang der Wand standen Müllcontainer. Eine schmale Treppe führte durch eine mit Obstbäumen bepflanzte Grünfläche zur nächsten Querstraße hoch. Die Frau stand auf der ersten Treppenstufe, bereit zur Flucht, doch ihr Körper war angriffslustig vorgebeugt, die Miene herausfordernd.

»Was willst du?« Ihre Stimme klang kühl, doch der Blick flackerte, als wüsste sie aus eigener Erfahrung, was einer Frau in Sackgassen widerfahren konnte.

»Sie haben eben ein ganz bestimmtes Grab auf dem Friedhof Sihlfeld besucht.«

Ihre Lider zuckten. »Und?«

»Ich bin der Sohn des Verstorbenen.«

Ein paar Atemzüge lang musterte sie mich eingehend, dann nestelte sie, ungehalten seufzend, eine Zigarette aus ihrer Handtasche und zündete sie an. »Was erwartest du jetzt von mir?«

»Was verbindet Sie mit meinem Vater?«

»Geht dich nichts an.«

»Darf ich fragen, woher Sie ihn kannten?«

»Nein.«

Ich hielt ihrem herausfordernden Blick stand. Dann fingerte ich eine Visitenkarte aus meiner Gesäßtasche und reichte sie ihr. »Sehen Sie? Gleicher Name.«

Ihr linker Mundwinkel verrutschte zu einem mitleidigen Lächeln. »Vijay Kumar. Du bist also Schnüffler?«

»Privatdetektiv.« Einen Hauch Berufsstolz hatte ich in den vergangenen Jahren doch entwickelt.

Die Frau besah sich die Karte genau und drehte sie dann um, als ob sie dort weitere Informationen erwartete.

»Dein Vater hat manchmal von dir erzählt«, sagte sie, ohne aufzublicken, und ein Anflug von Wärme schlich sich in ihren Tonfall. »Er war sehr stolz auf dich.«

Meine Kehle wurde schlagartig eng.

»Er hat zwar erwähnt, dass du selbstständig bist«, bemerkte sie nachdenklich, »aber dass du Privatdetektiv bist, wusste ich nicht.«

Sekundenlang starrte sie auf meine Karte, dann hob sie ruckartig den Kopf. Sie öffnete die Lippen, verschluckte dann aber den Satz, der ihr eindeutig auf der Zunge gelegen hatte.

»Was?«

»Ich muss los«, erklärte sie, plötzlich wieder in Eile, drängte sich an mir vorbei und hastete aus der Sackgasse.

Sie rief mich noch am selben Abend an.

Ich hatte eben meine Jacke ausgezogen, die Schuhe abge-

streift und mir eine schmerzlindernde Portion *Amrut* geschenkt. Meine Schritte klangen seltsam verloren auf dem knarrenden Parkett. Noch immer kam mir die leere Wohnung fremd vor und ich fragte mich, wann ich mich daran gewöhnen würde. Die Lücken, die manche Menschen hinterließen, waren groß genug, um einen zu verschlingen.

Ich stellte mich ans Fenster und schaute auf die Dienerstrasse hinunter. Dick eingepackte Spaziergänger wackelten vorbei, Schnee lag auf den Dächern der umliegenden Häuser und in der beißenden Kälte sah der Asphalt brüchig und ausgetrocknet aus. Ich hatte gerade einen ersten Schluck von meinem indischen Lieblingswhisky genommen, als mein Handy klingelte.

Die Friedhofsfrau hieß Franziska Zehnder, wie sie mir verriet. Nach unserem Treffen am Nachmittag habe sie gründlich nachgedacht und müsse mich dringend treffen. Am Telefon wolle sie aber nicht darüber sprechen, es handle sich um eine heikle Situation und sie sei auf äußerste Diskretion angewiesen.

Ich sagte ihr, dass ich gerade vorhatte, mich gründlich zu betrinken, und erst am nächsten Tag wieder im Dienst sei.

Donnerstag

Dass in der Filiale einer Schweizer Großbank dereinst anstelle von potenziellen Kreditnehmern Spareribs und Schweinsbratwürste gegrillt würden, hatten die Finanzanalysten wohl kaum vorausgesehen. Doch im erst vor einem Jahr eröffneten Trendlokal *Bank* direkt am Helvetiaplatz lockte man genau damit die Kundschaft. Heute investierte man hier nicht mehr in Hedgefonds, sondern in hauseigene Cocktails, der Gewinn daraus war – zumindest kurzfristig – genauso beglückend. Entsprechend konnte der eigene Aktienkurs im Verlauf eines Abends je nach Konditionen an- oder absteigen, doch wenn man geschickt anlegte und die Bonitätsprüfung bestand, stieg man rasch im Rating und manchmal kam es danach sogar zu einer Fusion mit anschließendem Freiverkehr als Bonus. Allzu oft endete der Abend aber in einem veritablen Crash, bei dem die eigene Kreditwürdigkeit angezweifelt wurde und man ohne Fremdkapital den Turnaround nicht schaffte.

Ich kalauerte in Gedanken vor mich hin, während ich auf meine Bestellung wartete. Zwar war es noch zu früh für Gegrilltes, doch der Kaffee wurde von einem immerhin italienisch aussehenden Barista zubereitet und schmeckte erfahrungsgemäß großartig, das knusprige Brot stammte aus der hippen Bäckerei nebenan und es gab jeden Tag Frühstück bis elf, was mir sehr entgegenkam, seit ich wieder allein wohnte. Hinzu kam das ansprechende Interieur. Außer den goldenen Lettern über dem Eingang erinnerte nichts mehr an die frühere Bank: unverputzte Wände, frei liegende Lüftungsröhre und rosa gestrichene Stahlträger, die den vier Meter hohen Raum locker unterteilten, lange Sitzbänke entlang der Wand und schick aussehende Bistrotischchen, dazwischen exotisch anmutende Pflanzen in Kübeln.

Das Publikum war überraschend gemischt. Alteingesessene aus dem Quartier verkehrten hier genauso wie Szenemütter mit Kinderwagen und Tablet. Man traf auch immer noch diese auf jung getrimmten Männer in zu engen Hosen und sündhaft teuer aussehenden Schuhen an, die nicht mitbekommen hatten, dass der Trend der Hornbrillen und Zottelbärte höchstens noch im Appenzeller Hinterland beklatscht wurde. Hinter ihren Laptops verbarrikadiert, schlürften sie einen ›*Flat White Double Shot*‹ oder wie auch immer sie einen Milchkaffee in ihrer globalisierten Hipstersprache nannten. Daneben Obdachlose, die sich ein paar Minuten im Eingangsbereich der *Bank* aufwärmten, bevor sie von den Kellnern verscheucht wurden.

Im Verlauf der Jahre hatte sich meine einst kategorische Aversion gegen die wie Pilze aus dem Boden schießenden Trendlokale in diesem Quartier gelegt. Weniger aus Altersmilde als aus Erfahrung. Denn was als hip und chic gepriesen wurde, musste nicht zwangsläufig schlecht sein, so meine Erkenntnis. In vielen Fällen waren die neuen Läden einladender und qualitativ überzeugender als ihre oftmals schmuddeligen Vorgänger mit den seit der Einführung der Bundesverfassung unveränderten Speisekarten.

Ich hatte eben mein Frühstück beendet, als Franziska Zehnder das Café betrat. Sie stampfte kurz auf, um den Schnee von ihren Schuhen loszuwerden, zog ihre gestrickten Handschuhe aus und sah sich suchend nach mir um. Ich winkte ihr zu und sie lächelte flüchtig.

Aus mir schleierhaften Gründen hatte sie es strikt abgelehnt, das Gespräch bei sich zu Hause zu führen. Sie zöge einen Treffpunkt in der Öffentlichkeit vor, hatte sie erklärt, als hielte sie mich für einen rückfallgefährdeten Sexualstraf-täter auf Freigang. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, so musste ich wenigstens nicht erneut quer durch die Stadt bis nach Wollishofen fahren. Allerdings hatte sie für unser Rendezvous das *Migros*-Restaurant am Limmatplatz vorgeschla-

gen. Erst nach einigem Hin und Her hatte ich ihr das Selbstbedienungslokal der größten Schweizer Supermarktkette ausreden können. Nicht wirklich die erste Wahl für eine geschäftliche Besprechung.

»Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen«, sagte Franziska Zehnder zur Begrüßung, als sie an meinen Tisch trat.

»Das ist mein Job«, erwiderte ich und wies auf den freien Stuhl gegenüber.

Verdutzt registrierte ich, dass sie mich im Gegensatz zu gestern siezte. Wahrscheinlich weil unser Wiedersehen heute in einem offizielleren Rahmen stattfand und sie im Begriff war, meine Auftraggeberin zu werden.

Sorgfältig faltete Frau Zehnder ihren Mantel und legte ihn auf den benachbarten Stuhl, bevor sie sich setzte. Heute war sie leicht geschminkt, Lippenstift und etwas Wimperntusche, das Haar hatte sie hochgesteckt. Wie ich gestern schon bemerkt hatte, wirkte sie wesentlich älter als sie vermutlich war.

Flüchtig sah sie sich um, zog dann den Kopf kaum merklich ein und lächelte zaghaf. In dieser Art von Lokal schien sie sich nicht besonders wohlfühlen, hatte ich den Eindruck, doch erst als sie die Karte überflog und dann viel zu schnell wieder zuklappte, ahnte ich, woher ihre Unsicherheit rührte. Die *Migros* passte plötzlich perfekt ins Bild.

»Ich nehme nur ein Glas Wasser«, ließ sie den Kellner wissen, doch ich griff sofort ein und bestellte trotz ihrer Einwände Kaffee für uns beide.

Sobald die Bedienung außer Hörweite war, holte sie ihr Portemonnaie hervor, sah den Preis des Kaffees auf der Getränkekarte nach und klaubte den Betrag – diesmal trotz *meines* Einwandes – höchst umständlich, dafür aber auf den Rappen genau heraus.

Während sie sich über ihre Briefftasche beugte, musterte ich Franziska Zehnder diskret. Obschon es an ihrer Kleidung – olivgrüne Strickjacke, schwarze Bluse und eine weite Hose – nichts zu beanstanden gab, konnte man deutlich

erkennen, dass sie abgetragen war. Die Bündchen der Jackenärmel waren ausgeleiert, der Cardigan beulte sich und das Oberteil war so verwaschen, dass sich eine nebelgraue Maserung über den Stoff zog. Ich tippte auf Secondhandshop oder eher noch Caritasladen.

»Sie wollen mich also engagieren?«, versicherte ich mich, nachdem sie mir die Münzsammlung über den Tisch zugeschoben hatte.

Erleichtert blickte Frau Zehnder auf. Wahrscheinlich war sie froh, dass ich sie nicht erneut über ihr Verhältnis zu meinem Vater löcherte.

Doch da wiegte sie sich in falscher Sicherheit. Denn das Thema interessierte mich nach wie vor brennend.

Ich hatte mir allerdings vorgenommen, einen günstigen Moment abzuwarten, bevor ich sie ausfragte. Denn nachdem ich gestern gegen eine Wand angerannt war, wusste ich, dass Franziska Zehnder nicht von sich aus Auskunft geben würde. Aber jeder Mensch hatte Schwachstellen und ich war mir sicher, dass ich ihre im Verlauf unseres Gesprächs entdecken würde.

Das war der wahre Grund, weshalb ich sie hatte sehen wollen. Ihr Auftrag interessierte mich nicht die Bohne.

»Es ist so ...«, begann sie und schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Mir ist die Angelegenheit ein wenig peinlich, vielleicht verstehen Sie das. Sie haben sicher oft seltsame Anfragen?«

Ich erwiderte nichts. Zehnder wirkte nervös, ihre Hände taumelten durch die Luft, während sie sprach. Wie Vögel, die gegen eine Fensterscheibe geknallt waren.

»Es gibt da jemanden, einen Bekannten. Ist einige Jahre her. Er war mir damals sehr wichtig und ich hätte ihn gern wiedergesehen. Leider ist er wie vom Erdboden verschluckt, ich zumindest habe keinen Hinweis zu seinem Verbleib gefunden. Könnten Sie ihn für mich ausfindig machen?« Sie zupfte an ihrem Ohrläppchen und presste die Lippen zusam-

men. »Ich vermisse ihn schrecklich«, fügte sie hinzu und der Satz blieb wie eine Frage zwischen uns hängen.

Ich wartete ab, ob sie gedachte fortzufahren, doch augenscheinlich war das alles, was sie sich zurechtgelegt hatte. Man musste kein Detektiv sein, um darauf zu kommen, was hier los war. Es stand überdeutlich in ihrem Gesicht, sprach aus ihrer nebulösen Anfrage, den fahrigen Gesten. Genauso gut hätte sie ein Schild mit der Nachricht hochhalten können. Franziska Zehnder war keine schlechte Lügnerin, nein, sie war eine unvorstellbar miserable Lügnerin. Doch ich war gespannt, worauf ihre magere Geschichte hinauslief, deshalb blieb ich sitzen und spielte mit.

»Wer ist der Mann?«, erkundigte ich mich.

»Ich habe ihn vor ungefähr fünf, sechs Jahren kennengelernt. Dann haben wir uns aus den Augen verloren.«

»Sicher erinnern Sie sich an seinen Namen?«

»Gaudenz, Gaudenz Pfister.«

»Woher kommt er?«

»Zürich. Da haben wir uns auch kennengelernt.«

»Wo denn?«

»In der Roten Fabrik.«

Ein ehemaliges Fabrikareal am linken Seeufer, das aus roten Backsteinen besteht und heute als Kulturzentrum genutzt wurde.

»Sein Beruf?«

»Darüber haben wir nie geredet.«

»Haben Sie ein Foto von diesem Gaudenz Pfister?«

»Nein, leider nicht.«

»Beschreiben Sie den Mann.«

»Mittelgroß.« Frau Zehnder stockte. »Graues, kurz geschnittenes Haar. Damals trug er keinen Bart, aber das kann sich natürlich geändert haben ...«

»Alter?«

»Zwischen fünfzig und sechzig.«

»Irgendwelche besonderen Merkmale?«

»Ich erinnere mich an keine.«

Ich notierte mir ihre Angaben, obschon sie so vage waren, dass sie auf einen Großteil der männlichen Bevölkerung über fünfzig zutrafen. »Ich nehme an, Sie haben bereits im Telefonverzeichnis und im Internet nach ihm gesucht?«

»Ja, aber ohne Erfolg.«

»Waren Sie bei der Polizei?«

Franziska Zehnder machte eine abwehrende Geste. »So wichtig ist die Angelegenheit nicht. Ich würde ihn einfach gern wiedersehen. Das ist eine private Anfrage, keine Vermisstenmeldung.«

Da war er wieder, der ranzige Geruch der Lüge.

»Also wird er nicht vermisst?«

»Offiziell?«

»Ja, offiziell.«

»Ich glaube nicht ...«

»Haben Sie Kontakt zu seinem Umfeld?«, fragte ich, obschon ich die Antwort bereits wusste.

Wie erwartet, schüttelte Frau Zehnder den Kopf.

»Welche Art von Verhältnis verband Sie mit ihm?«

»Wie meinen Sie das?«

»Waren Sie befreundet? Liiert?«

»Wir waren damals kurz ein Paar ...« Sie brach ab, ihre Wimpern flatterten. Gefährliches Terrain, sie wusste es und ich sowieso.

Sie langte nach ihrem Portemonnaie, das noch auf dem Tisch lag, und entnahm ihm ein Bündel Banknoten. Sie sahen relativ neu aus, in der Mitte hatten sie einen Falz.

»Ich weiß nicht, wie viel so etwas kostet. Aber ich möchte, dass Sie den Mann finden.« Frau Zehnders Blick blieb an den Scheinen hängen, bevor sie sie mir bestimmt zuschob. Dabei war ein leises Knirschen zu hören und ein paar Zuckerkrystalle rieselten auf die Tischplatte. Vermutlich hatte Franziska Zehnder die Noten in einer entsprechenden Dose aufbewahrt.

Ich zählte die Scheine durch. Dafür, dass ihr die Suche nicht so wichtig war und sie eben kaum die Summe für einen Kaffee zusammengebracht hatte – von der ärmlichen Bekleidung ganz zu schweigen –, lag da eine ordentliche Stange Geld auf dem Tisch.

»Je schneller, desto besser.«

In ihrem Gesicht konnte ich dieselbe Entschlossenheit wie gestern erkennen. Da war sie mutig in der Sackgasse stehen geblieben, bereit, ihren Verfolger zur Rede zu stellen, obwohl der Vorsprung zur Flucht gereicht hätte. Ich fragte mich, aus welchen Gründen sie Gaudenz Pfister so dringend finden wollte, dass sie mit ihren womöglich gesamten Ersparnissen einen Privatdetektiv engagierte.

Zurück in meiner Zweizimmerwohnung, die gleichzeitig als Büro diente, startete ich den Laptop und öffnete das Mailprogramm. Sechzehn ungelesene Nachrichten, doch wirklich sinnvolle Meldungen waren über Nacht keine eingegangen. Seit meinem vierzigsten Geburtstag wurde ich mit Spam zugemüllt. Man bot mir Viagra und Penisverlängerungen zu Schnäppchenpreisen an, wies wenig dezent auf Prostatamittel, Tinkturen gegen Haarausfall und sensationelle Diätpillen hin, zudem warteten reife Hausfrauen auf irgendwelchen Parkplätzen in ihren Autos, um mich zwischen Bügelarbeit und Mittagessenkochen zu verwöhnen. Der Werbung zufolge schien der Mann ab vierzig ein derart deprimierendes Dasein zu führen, dass ich mich über ein Schnupperangebot von *Exit*, der Schweizer Sterbehilfeorganisation, nicht gewundert hätte.

Ich löschte den ganzen Kram und wechselte zu einer Suchmaschine, um nach Gaudenz Pfister zu fahnden. Drei Treffer insgesamt, doch ich war mir sicher, dass sich der Gesuchte nicht darunter befand, sonst hätte Franziska Zehnder mein Honorar garantiert in der Zuckerdose stecken lassen.